

Allgemeine Mode-Zeitung

N^o 22.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1842.

Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meublen, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Estève.

Novelle von Mad. Ch. Reybaud.

(Beschluß.)

Die seltsame Gestalt trug das Gewand der Benedictiner ohne das Scapulier; die über die Stirn heringezogene Kapuze verbarg das Haar und die Züge, aber die beiden langen hagern Hände ragten aus den Ärmeln hervor, deren Falten bis auf die völlig nackten Füße hinabgingen. Der Gang war leise und langsam; von Zeit zu Zeit bückte sich die Gestalt, um den Duft irgend einer Blume einzuathmen. Estève sah ein, daß es kein Gespenst, keine übernatürliche Erscheinung, sondern ein lebendiges Wesen, ohne Zweifel ein Mönch sei; er trat deshalb vorsichtig näher und sprach sanft: „Mein Bruder!“

Bei dem Klange dieser Stimme stieß das Gespenst einen Angstschrei aus und entfloh; das weiße Gewand machte es im Dunkel sichtbar und Estève konnte ihm nachblicken; es schritt schnell durch das Gebäude der Novizen und verschwand am Eingange der dritten Halle. Ein Gefühl der Neugierde, ein instinctmäßiger Muth zog Estève ihm fast nach, aber er bekämpfte alsbald diese Regung, kehrte eilig in seine Zelle zurück und warf sich auf sein Bett, wo er in ruhlosem Schlafe den übrigen Theil der Nacht verbrachte.

Es war Tag, als die Glocke der Kirche von Neuem ihre ernsten Töne erklingen ließ, und diesmal verkündigte ein verworrenes Schwagen, daß in dem

Novizenschlassaale Alle sich erhoben. Einen Augenblick nachher öffnete der Lehrer die Thüre Estève's.

„Gott sei mit Dir, mein Sohn,“ sprach der Mönch in freundlichem Tone. „Hast Du die Glocke gehört? Sie läutete das erste Mal zur Messe; nach einer halben Stunde wirst Du in den Chor hinunterkommen.“

— „Ich bin schon bereit, mein Vater,“ antwortete Estève, sich verbeugend; „aber ich möchte vor der Messe einen Augenblick mit Euch reden; hört mich gütig an. Was ich Euch sage, erklärt Ihr vielleicht für einen Traum, für Sinnestäuschung.“

„Sprich, mein Sohn,“ antwortete der Pater Bruno lächelnd; „sprich.“

Estève erzählte, wie er um Mitternacht aufgestanden sei, um sich in die Kirche zu begeben, und was ihm da begegnet. Je weiter er sprach, um so ernster wurde der Lehrer der Novizen; sein gewöhnlich so offenes und heiteres Antlitz, drückte nur noch besorgte Aufmerksamkeit aus. Er ließ Estève vollenden, ohne ihn durch ein Zeichen der Verwunderung oder der Mißbilligung zu unterbrechen.

„Du hast wohl daran gethan, mein Sohn, daß Du mir beichtest, was Du gesehen hast,“ sprach er endlich. „Die Gestalt, welche Dir erschienen ist, hat nichts Uebernatürliches; Du hast einen Menschen, keinen Geist gesehen. Es ist ein Glück für ihn, vielleicht auch für Dich, daß Dich nicht eine gefährliche Neugierde ihm nachgezogen hat oder daß Du in Deiner Furcht nicht schriest. In Zukunft wird sich dieses Gespenst nicht

wieder zeigen, darauf verlasse Dich. Ich verbiete Dir aber, mit irgend Jemandem in der Welt von dem zu sprechen, was Du in dieser Nacht gesehen hast; ich verbiete es Dir bei Strafe des Ungehorsams und der Todsfünde."

Estève schwieg wirklich und versuchte nie zu ermitteln, ob es in dem dritten Gebäude des Klosters irgend einen Ort gäbe, in dem Mönche wohnten, denen der Eintritt in die andern Gebäude verboten sei. Er erlaubte sich keine selbst indirecte Frage über das gräßliche Geschrei, das er gehört hatte.

Zwei Tage später erhielt er das Gewand aus den Händen des Priors und trat so seine beiden Jahre des Noviziats an.

Das Leben, welches die Novizen führten, war sehr einförmig. Die kirchlichen Uebungen und die langen Erholungen füllten ihre ganze Zeit aus; von Studium war eigentlich gar keine Rede. Der Eintritt in die Bibliothek blieb ihnen untersagt und sie lasen kein anderes Buch als das Formular, das sie auswendig wußten.

Am Anfange seines Noviziats fühlte Estève trotz seinem Eifer im Stillen Langeweile; die Stunden der Muße lasteten schwer auf ihm und er sehnte sich selbst nach der trocknen Arbeit, die ihn früher beschäftigt hatte.

Die Mönche durften mit der Erlaubniß des Priors ihr Kloster ganze Tage verlassen und sie machten weite Wanderungen in der Umgegend. Auch den Novizen wurde dies gestattet und jeden Sonntag besuchten sie irgend einen schönen Punkt in größerer oder geringerer Entfernung. Für Estève waren diese Wanderungen ein neuer Genuß. So verging der Herbst und der Winter und der Frühling trat wieder ein.

Eines Tages wurde dem jungen Novizen gemeldet, daß Jemand ihn zu sprechen wünsche. Estève ging; Madame Godefroi erwartete ihn, um ihn, wie sie versprochen, nach Ablauf eines Jahres zu besuchen. Die gute Frau konnte sich der Thränen nicht enthalten, als sie Estève in dem weißen Gewande und sein schönes blondes Haar halb abgeschnitten sah. Sie reichte ihm die Hand und sprach mit einem Seufzer:

„Nun, mein Kind, wie hast Du dieses erste Jahr verbracht? Bist Du so glücklich, als es Deine Mutter hoffte? Berharrest Du bei Deinem Entschlusse, in dem Kloster zu bleiben?“

Er bejahete dies und sie fuhr fort, ihn über alle

Einzelheiten des Klosterlebens zu fragen. Lange schon beschäftigte sie ein Gedanke, ein edelsinniger Plan; das Vermögen des Generalpächters Sebastian Godefroi war ungeheuer groß; seine Frau hatte in einem einzigen Jahre eine bedeutende Summe zusammenbringen können, über die sie nach Belieben verfügen konnte. Sie war groß genug, daß Jemand an irgend einem Orte davon leben konnte, und Mad. Godefroi hatte dabei an Estève gedacht. Aber es war gefährlich, fast unmöglich, ihm dies geradezu zu sagen; eine unmittelbare Frage würde sein Gewissen erschreckt haben. Sie wagte deshalb bloß andeutungsweise zu fragen. Als er ihr Alles erzählt hatte, sagte sie zu ihm, während sie ihn von der Seite ansah, um zu bemerken, welchen Eindruck ihre Worte auf ihn machen würden: „es würde Dir also sehr leid thun, mein Sohn, wenn Du die Abtei Chaalis verlassen solltest?“

„Um nach Suzelle zu meiner Mutter und dem Abbé zurückzukehren?“ rief Estève erlebend.

— „Nein, mein liebes Kind,“ antwortete Madame Godefroi, die sich ganz ruhig stellte; „ich frage nur, ob Dir es leid thun würde, wenn Du nach diesem ersten Probejahre in die Welt zurückkehren solltest?“

„Aberdings,“ entgegnete Estève ohne Zögern.

— „Du wünschst also nicht, die Welt kennen zu lernen, von der Du noch gar keine Vorstellung hast? Keine Neugierde regt sich in Dir? Du sehnst Dich nicht nach der Freiheit? Denke Dir, daß Du ganz Herr Deiner Zeit und Deines Handelns, daß Du mit einem Worte frei wärest!“

„Und allein?“ fragte Estève.

— „Wenigstens für eine lange Zeit.“

„Dann würde ich lieber hier bleiben,“ antwortete er schnell. „Ich habe hier einen liebevollen nachsichtigen Vater und Brüder gefunden, welche eine heilige Liebe vereint; ich habe hier eine neue Familie, von der ich mich trennen müßte.“ Bei diesen Worten füllte die Erinnerung an den Schmerz einer andern Trennung seine Augen mit Thränen. Nach kurzem Schweigen setzte er hinzu: „Gott sei Dank, ich werde wenigstens nicht gezwungen werden, diese neue Familie zu verlassen, wie ich meine arme Mutter verlassen mußte; ich werde bei denen bleiben dürfen, die ich lieben gelernt habe und die mich wieder lieben.“

Madame Godefroi wagte nicht weiter von dem Gegenstande zu sprechen. Ihre Absicht blieb wohl noch immer dieselbe, aber sie beschloß, ehe sie sich deutlich ausspreche, den Ablauf des zweiten Jahres abzuwarten

und sich erst zu erklären, wann Estève auf dem Punkte stehe, das Gelübde abzulegen.

Der junge Novize führte Madame Godefroi in die Kirche des Klosters, in welcher sie feck ihr Glas herausnahm und die Gemälde betrachtete, welche das Hauptschiff schmückten, während Estève kniend ein kurzes Gebet verrichtete.

Der kritische und prüfende Geist und der bittere Scepticismus der philosophischen Schule des vorigen Jahrhunderts hatten die Herzengüte und die vortreflichen Eigenschaften der Madame Godefroi nicht zu ändern vermocht, aber das poetische Gefühl in ihr völlig vernichtet. Sie wurde nicht von einem Schauer der Andacht ergriffen, als sie in die alte Kirche von Chaa-lis eintrat; sie fühlte keine Anregung bei dem Anblicke aller der Fahnen, der heiligen und kriegerischen Trophäen, der Gräber, alles dieses Staubes der vergangenen Zeiten; statt sich einer religiösen Betrachtung hinzugeben, zürnte sie innerlich über den stolzen Reichthum der Geistlichkeit, so wie über das nutzlose und müßige Leben der Mönche. Während sie in diesen Gedanken langsam in dem Schiffe der Kirche hinging, trat ein Mönch durch eine Seitenthüre ein und schritt durch die Kirche. Als er bis auf einige Schritte an Mad. Godefroi gekommen war, blieb er stehen, gab ihr ernst seinen Segen und sagte sodann mit salbungsvoller Artigkeit und frommem Ernste:

„Gott sei mit Ihnen, meine sehr geliebte Schwester!“

Die alte Dame blieb einen Augenblick bestürzt stehen; sie hatte ihr Leben lang wenig Umgang mit Geistlichen und Mönchen gehabt und wußte nicht, was sie auf diesen Gruß entgegenen sollte. Sie sammelte sich indeß bald wieder, philosophische Abneigungen gewannen die Oberhand, sie machte dem Mönche eine tiefe Verbeugung und richtete auf ihn ihre großen noch ziemlich lebhaften Augen, die in diesem Augenblicke einen unbeschreiblichen Ausdruck von Erstaunen, Ironie und kalter Neugierde hatten. Der Mönch verstand diesen Blick; er wendete sich gegen den Altar, verbeugte sich tief und entfernte sich mit gesenktem Haupte und gefalteten Händen. Der Austritt hatte etwa eine Minute gewährt.

„Ach, liebe Tante,“ sagte Estève, indem er wieder zu ihr trat, „es war der Herr Prior, der Ihnen seinen Segen gab; da er kein Zeichen seiner Würde an sich trug, so konnten Sie ihn nicht erkennen. Ich habe ihn noch nie um diese Zeit in der Kirche gesehen.“

— „Der ehrwürdige Vater war offenbar neugierig

und wollte mich sehen,“ murmelte die alte Dame lächelnd vor sich hin; „bei einer Frau von meinem Alter kann dies keine Sünde sein.“

Ein Stunde später stieg sie wieder in ihren Wagen und versprach Estève, im nächsten Jahre an demselben Tage wieder zu kommen.

Der Vater Anselm hatte die Wirkung seiner Gegenwart auf Madame Godefroi mit einem Blicke erkannt und ihre Abneigung gegen den ganzen geistlichen Stand errathen. Er berief deshalb den Lehrer der Novizen sogleich zu sich und sagte zu demselben, er fürchte, daß er unklug gehandelt, indem er Estève erlaubt habe, einen Besuch und zwar den Besuch einer Frau anzunehmen.

„Es war kein Schatten von Gefahr dabei, nicht die geringste Gelegenheit zu Sünde,“ antwortete der Vater Bruno lächelnd; „die Dame ist eine nahe Verwandte des Bruders Estève und eine ihrem Alter nach achtbare Frau.“

— „Vielleicht weniger ihrer Tugenden halber,“ unterbrach ihn der Prior; „doch wir wollen nichts Böses von dem Nächsten sagen ohne Noth. Hat diese Verwandte bisweilen an den jungen Novizen geschrieben?“

„Niemals.“

— „Besucht sie ihn häufig?“

„Es ist das erste Mal, daß der Bruder Estève in das Sprachzimmer gerufen wurde.“

— „Dann ist das Uebel nicht so groß als ich befürchtete,“ flüsterte der Prior. Nach kurzem Nachdenken setzte er sodann hinzu: „hat die Dame versprochen, wieder zu kommen?“

„Ja, im nächsten Jahre an demselben Tage, wo ihr Neffe das Gelübde ablegt.“

— „Die Novizen stehen im letzten Augenblicke meist in der größten Gefahr. Dst hat ein einziges Wort die beste Stimmung geändert und die Seelen, die wir bereits für gerettet hielten, wieder in die Welt zurückgezogen. Vielleicht kann der Beruf des Bruders Estève durch einen zweiten Besuch jener Verwandten gefährdet werden, die ich für einen Freigeist, für eine Person ohne Glauben halte.“

„Wann sie wieder kommt, wird der Bruder Estève auf dem Punkte stehen, sein Gelübde abzulegen, und sie würde sicherlich nicht bis zum letzten Augenblicke warten, wenn sie versuchen wollte, ihn wieder in die Welt zurückzuführen.“

— „Wer weiß, was sie in diesem letzten Augenblicke wagt?“ sprach der Prior in unklarer Besorgniß.

„Doch lassen wir die Sache; vor der Hand droht keine Gefahr; wann die Zeit kommt, werde ich darüber nachdenken.“

Das zweite Probejahr verging dem jungen Esteve noch schneller als das erste; er war in eine melancholische Ruhe, in eine Art milder Apathie versunken. Dabei wurde aber der schwächliche Jüngling ein Mann voll Kraft, Anmuth und Schönheit. In der Welt würden diese Eigenschaften Esteve wohl einigermaßen eitel gemacht haben; im Kloster aber durfte er darauf nicht achten; Niemand dachte daran, nur nannten ihn die Novizen den heiligen Erzengel Michael.

Das zweite Jahr ging zu Ende; man stand im September. Eines Morgens nach der Messe ließ der Prior den Vater Bruno mit dem Bruder Esteve in die Sakristei bescheiden. Die Züge des Paters verloren bei dieser Aufforderung ihren gewöhnlichen heitern Ausdruck und er sagte zu dem jungen Novizen:

„Mein lieber Sohn, ich fürchte, daß Du mich bald verlassen sollst; nachdem Du das Gelübde abgelegt, bist Du nur Gott und unserm ehrwürdigen Prior Gehorsam schuldig und stehst nicht mehr unter mir. Ich scheide mit Schmerz von Dir, denn wir scheiden wirklich, ob wir gleich noch immer an einem und demselben Orte leben. Wir werden einander zwar jeden Tag sehen, aber doch nicht mehr bei einander sein.“

— „Selbst hier soll ich mich von denen trennen, die ich liebe und verehere!“

„Dem Willen Gottes müssen wir uns unterwerfen,“ sprach der alte Mönch, indem er die Hände Esteve's in seinen kalten runzeligen Händen drückte. „Laß uns gehen.“

Sie gingen schweigend bis an die Thüre der Sakristei. Dort blieb der Vater Bruno mit einem Male stehen; er zitterte und zögerte, als kämpfte er einen heftigen Kampf mit sich; endlich trat er ganz nahe an Esteve, der ihn besorgt ansah, und sagte leise: „mein Sohn, die Gelübde, welche Du ablegen sollst, sind schrecklich, unwiderrücklich; bedenke es wohl, da es noch Zeit ist. Es giebt schlechte Mönche, Männer, welche das Kleid nur gegen ihren Willen tragen; wir zählen dergleichen auch hier. Denke wohl nach, mein Sohn; findest Du in Dir einen festen und wahren Beruf für unsern Stand?“

Esteve war auf seine Knie gesunken, stützte seine Stirn auf die Hände Brunos und küßte dieselben.

„Ja, mein Vater,“ antwortete er endlich, „mein Beruf ist wahr und fest; meine Mutter hat mich schon

bei meiner Geburt Gott geweiht und ich will ihm angehören, ich will es mit aller Kraft meines Geistes und Willens.“

— „So komm,“ sprach leise der alte Mönch, indem er ihn aufhob und mit trauriger Freude in seine Arme schloß.

Sie traten beide in die Sakristei, in welcher der Prior sie erwartete. Der Vater Bruno hatte sich nicht geirrt; der Tag der Ceremonie war bereits festgesetzt.

Esteve hörte diese Ankündigung ohne Beunruhigung; er sank vor dem Crucifix nieder und betete andächtig, während der Prior zu dem Vater Bruno sagte: „man braucht keine Fremden zu der Ceremonie einzuladen, da die Familie des Novizen nicht zugegen sein kann. Ich werde an den Marquis und die Marquise von Blanquefort schreiben, um ihnen den Tag zu melden, an welchem der Bruder Esteve in den Orden wirklich eintritt.“

„Soll nicht auch die Verwandte unseres jungen Novizen, Madame Godefroi, benachrichtiget werden, zumal sie, ihrem Versprechen zu Folge, in einigen Tagen ankommen wollte?“

— „Ich habe sie nicht vergessen,“ antwortete der Prior mit einem Lächeln, das seine Gedanken deutlich verrieth; „am Tage vor der Ceremonie wird man an sie schreiben.“

Der Novize, welcher die Gelübde ablegen sollte, mußte acht Tage einsam in der traurigsten und schmucklosesten Zelle verbringen, in welcher sein Auge nur traurige Gegenstände sah. Breter mit einer Decke waren sein Bett. Neben der Sanduhr stand ein Todtenkopf und an den weißen Wänden las man in schwarzen Buchstaben Grabesworte, drohende Allegorien, Sprüche, welche an das jüngste Gericht, an die Qualen des Fegeseuers und an die ewige Pein in der Hölle erinnerten. Das Fenster dieser Zelle ging auf den Begräbnisplatz. Der Novize konnte in dieser Zeit nur mit dem Novizenmeister sprechen, der sein Beichtvater war und mit dem Prior, wenn es dieser für rätlich hielt, ihn zu besuchen. Er verließ die Zelle nur, um in die Kirche hinab zu gehen, wo ihm ein abgesonderter Platz angewiesen war. Mitten in der Nacht mußte er aufstehen und allein in der Kirche Messe lesen. Nach einigen Tagen, wann das Fasten, das Nachdenken, das lange Beten und besonders die Abgeschiedenheit, in welcher er lebte, auf die Sinne und hauptsächlich auf die Phantasie des Novizen eingewirkt hatten, wünschte er eifrig den Tag seiner Einkleidung herbei, welcher der

seiner Befreiung, seiner Rückkehr zu einer im Vergleich weit angenehmeren Existenz war.

Der Pater Bruno geleitete Estève in diese traurige Zelle. Er hatte diese Pflicht so oft bei anderen Novizen erfüllt, daß er an den Anblick dieses düstern Ortes vollkommen gewöhnt war. Uebrigens war er so wenig zu melancholischen Ideen geneigt, daß ihn durchaus nichts für eine lange Zeit niederschlagen konnte.

„Mein lieber Sohn,“ sagte er zu Estève, „diese Zelle ist nicht so freundlich und geschmückt wie die, welche Du verlässest, aber sie wird Deine Augen nicht lange betrüben. Laß Dich nicht niederschlagen; bete zu Gott, ließ Dein Formular und denke, daß Du bald erlöst sein wirst.“

— „Ich fürchte mich nicht, ich sehne mich nicht zurück, aber doch ist mein Herz zum Tode betrübt.“

„Das wird vergehen, mein Sohn; es ist dies der Schauer der Einsamkeit; aber beruhige Dich, ich werde Dich nicht verlassen und oft bei Dir sein. Jetzt wird es dunkel, zünde Deine Lampe an und richte Dich ein so gut es gehen will. Nach einer Stunde wird Dir ein Laienbruder Speisen bringen, dann legst Du Dich nieder, denn um Mitternacht mußt Du zur Mette in die Kirche hinabgehen. Gott sei mit Dir, mein Sohn!“

Der Pater verschloß nach der Gewohnheit die Thüre der Zelle von außen und nahm den Schlüssel mit sich, aber Estève behielt einen zweiten Schlüssel, so daß er wohl hinausgehen, aber Niemand zu ihm hereinkommen konnte.

Er zündete die irdene Lampe an, welche auf dem Betpulte zwischen der Sanduhr und dem Totenkopfe stand; ein schwacher Schein erhellte die Zelle und kämpfte mit den letzten Strahlen des Tages, die allmählig verglommen. Dann setzte er sich auf das Bett, gab sich ganz seinen trüben Gedanken hin und betete inbrünstig. Bald darauf zeigte ihm ein schwaches Geräusch an, daß Jemand an der Thüre sei. Der Pater Bruno kam in unklarer Besorgniß um seinen Liebling zurück.

„Was ist Dir, mein Sohn?“ rief er, als er die Thränen erblickte, welche über die Wangen Estève's strömten. „Für einen Geist, wie der Deinige ist, kann es hier nichts Schreckliches geben.“

— „Ach, mein Vater,“ flüsterte Estève, indem er nach dem Totenkopfe und den traurigen Emblemen deutete, welche die Zelle zierten.

„Ist es nur dies?“ entgegnete der Pater; „ich glaube, Du würdest darauf nicht achten. Du hast Dich gefürchtet?“

— „Vor dem Tode? Nein; im Gegentheil, ich fürchte mich vor dem Leben, wie es in einer solchen Zelle ist. Mein ganzes Wesen sträubt sich dagegen.“

„Ich werde Deine Einsamkeit so viel als möglich zu lindern suchen und will Dir auch Bücher geben. Jetzt ruft die Glocke in das Refectorium. Gott sei bei Dir!“

Ein Laienbruder brachte bald darauf Speisen, die Estève indeß kaum berührte, der sich angekleidet auf sein Lager warf, um die Zeit der Metten zu erwarten.

Um Mitternacht stand er auf und ging in die Kirche. Er hörte aus dem dritten Gebäude dieselben schrecklichen Töne dringen, die ihn früher erschreckt hatten, eilte aber schnell weiter. Die Lampe, welche vor dem Altare in der Kirche hing, erhellte das Heiligthum mit einem milden Lichte. Estève verrichtete, was ihm oblag, und kehrte sodann in seine Zelle zurück. Als am andern Morgen der Pater Bruno leise die Thüre öffnete, schlief er noch. Nachdem er erwacht war und erzählt hatte, was ihm in voriger Nacht begegnet, antwortete der alte Mönch:

„Es ist dies nichts Uebernatürliches, ebensowenig als das Gespenst, das Dir vor zwei Jahren begegnete. Es giebt hier bedauernswürdige Wesen, deren Existenz Du nicht kennst und die für den übrigen Theil ihres Lebens in jenem alten Gebäude eingeschlossen sind.“

— „Mönche?“

„Nein,“ antwortete der Pater Bruno noch leiser, „Gefangene, Wahnsinnige.“

— „Ist es möglich!“

„Mein Sohn,“ fuhr der alte Mönch fort, „es giebt bei uns wie in der Welt Verbrecher. Die geistliche Gerechtigkeit straft die Schuldigen ohne Aufsehen und Geräusch. Die Novizen und die meisten Religiosen kennen das Schicksal dieser Unglücklichen nicht; Wenige wissen, welche Bewohner das dritte Gebäude umschließt. Sprich nie von dem, was ich Dir gesagt habe, mein Sohn.“

Die folgenden Tage vergingen ruhig. Er beschäftigte sich mit den Büchern, die er erhalten hatte, und ging mit der Erlaubniß Brunos auf einen Augenblick in den düstern schmalen Hof vor dem Begräbnißplatz hinab. Eine Mauer mit alten den Einsturz drohenden Gebäuden schied ihn von dem sogenannten dritten Kloster. Ohne Zweifel waren die schrecklichen Töne, die

Estève zwei Mal in der Nacht gehört hatte, von hier ausgegangen. Schauernd wendete er sich ab.

Der vorletzte Tag der Vorbereitung erschien und der Vater Bruno schrieb nun im Auftrage des Priors an Madame Godefroi, daß Estève das Gelübde ablegen würde. Der Brief gelangte noch denselben Abend nach Paris. Madame Godefroi war nicht zu Hause; ein Souper hielt sie bei Grimm, Duclos und andern berühmten Männern jener Zeit bis früh vier Uhr zurück. Sie fand den Brief des Vater Bruno auf ihrer Toilette unter mehreren andern.

„Andrette!“ rief sie, sobald sie das Schreiben aus dem Kloster überflogen hatte, „Pferde! Post! Ich muß noch zu rechter Zeit ankommen. Ich muß mit dem Armen sprechen, ehe er das Gelübde thut, und dies ist morgen, großer Gott! Ich habe zu lange gezögert, zu lange gewartet!“

Das Geräusch in Folge ihrer Befehle brachte das ganze Haus in Aufruhr; es drang selbst in das Zimmer des Generalpächters, der eben erwachte, als seine Frau zu ihm trat, und ihm den Brief des Vaters zeigte.

„Die Mönche haben Deine Opposition errathen,“ sagte Sebastian Godefroi, indem er den Brief wieder zusammenlegte. „Jetzt ist keine Zeit mehr zu verlieren; reise ab und versuche den Jüngling zu befreien, stände er auch schon am Altare. Ich verdoppele die Summe, die Du für ihn bestimmt hast.“

Noch vor fünf Uhr stieg Madame Godefroi in den Wagen. Die Wege waren schrecklich; es schlug neun Uhr als sie in Chaalis ankam. Die Glockentöne klangen ihr entgegen, die Orgel mischte ihre gewaltigen Klänge zu den Stimmen, die in der Kirche erschallten. Es war ein allgemeiner Sieges- und Freudengesang.

Madame Godefroi stieg an der Thüre der Kirche ab. Sie trat hinein in das große Schiff und befand sich unter einer Gruppe von Landleuten, welche die Feierlichkeit des Tages herbeigezogen hatte. Die Mönche waren versammelt; eine Weihrauchwolke verhüllte den Altar. Madame Godefroi sah hin und erblickte nichts.

„Meine gute Mutter,“ sagte sie zitternd zu einer alten Frau, die bei Seite kniete, „wie weit ist man in der Ceremonie?“

— „Eben ist sie vorüber; Sie kommen zu spät,“ antwortete die Alte, ohne sich umzudrehen.

Madame Godefroi erblickte unter ihrer Schminke und die Thränen traten ihr in die Augen. In diesem

Augenblicke bemerkte sie Estève, der ruhig zum Himmel empor schauete.

„Trauriges Opfer, Dein Schicksal ist vollendet!“ flüsterte Madame Godefroi, indem sie sich entfernte. „Möge Dich nun kein Lichtstrahl wecken; stirb, ohne gelebt zu haben, das ist der einzige Wunsch, den von nun an diejenigen für Dich aussprechen können, welche Dich lieben.“

Miscellen.

(Wie ein Neapolitaner muthig in den Tod geht.) Zwischen den Neapolitanern und Sicilianern besteht bekanntlich ein tiefgewurzelter Haß. Die neapolitanischen Soldaten gelten, namentlich bei den Sicilianern, nicht eben für muthige Helden. Vor einiger Zeit nun war in Palermo ein Soldat der neapolitanischen Garnison zum Tode verurtheilt worden und die Sicilianer freuten sich auf die Hinrichtung, um sich über die erwartete Feigheit lustig zu machen. Die Neapolitaner ihrer Seits waren in großer Besorgniß; der Verurtheilte weinte den ganzen Tag; man verschob die Hinrichtung mehrmals und wendete sich selbst, aber vergebens, um Strafverwandlung an den König. Endlich erklärte ein Mönch, er habe ein Mittel gefunden, das er jedoch geheim halten müsse, wodurch es gelingen würde, dem Verurtheilten Muth einzuflößen. Man ließ ihm freie Hand und er begab sich in den Kerker, wo er dem Gefangenen sagte, der König habe ihn begnadiget, aber unter einer Bedingung. Des Beispiels wegen sollten alle Zurüstungen gemacht werden, als ob die Hinrichtung wirklich Statt finden sollte. Er müsse beichten, als werde er den andern Tag sterben; man würde ihn abholen, als sei er nicht begnadiget, man würde ihn auf den Richtplatz führen, als solle er erschossen werden, ja man würde Feuer auf ihn geben, aber die Gewehre würden nur blind geladen sein. Von diesem Augenblicke an ging mit dem Verurtheilten eine völlige Umwandlung vor; er sang im Kerker, als vortrefflich und trank zwei Flaschen Wein dazu, während er bis dahin die Speisen kaum angerührt hatte, und schlief dann so fest, daß man ihn am andern Morgen, als man ihn abholen wollte, aufrütteln mußte. Die Sicilianer hatten sich in Menge versammelt, sie staunten aber nicht wenig, als der Gefangene heiter, mit ungefesselten Händen, erschien, als gehe er zu einem Feste. Vor einem Weinhändler, bei dem er einige Kameraden sah, blieb er lachend stehen, ließ sich ein Glas Wein reichen, hielt dies hoch empor, ohne daß seine Hand zitterte, und trank es aus auf das Wohl seines Königs. Die Sicilianer begriffen diesen seltenen Muth nicht, trösteten sich aber mit der Erwartung, daß die erheuchelte Festigkeit auf dem Richtplatze schwinden würde. Aber auch da blieb sich der Muth des Verurtheilten gleich. Er stellte sich ruhig und heiter hin, verbat sich das Verbinden der Augen und ersuchte um die Begünstigung, selbst zum Feuern commandiren zu dürfen. Er com-

mandierte in völlig militärischem festem Tone das Laden und endlich: Feuer!

Von sieben Kugeln durchbohrt sank er nieder, ohne ein Wort zu sagen, ohne einen Seufzer hören zu lassen. Die Neapolitaner jubelten laut auf, denn die Rationalehre war gerettet; die Sicilianer aber schlichen beschämt und verwundert davon, daß ein Neapolitaner so sterben könne. (Alex. Dumas.)

(Das Costum einer Königin der Wilden.) Als der Prinz von Joinville von einer seiner weiten Seereisen zurückkam, machte ihm seine Schwester, die Prinzessin Clementine, Vorwürfe darüber, daß er ihr nicht den Anzug eines Mädchens aus den Ländern, die er besucht, mitgebracht habe. „Ich möchte gern einen solchen Anzug anversuchen,“ sagte sie. — „Das kann sehr leicht geschehen,“ antwortete der Prinz; „Deine Vorwürfe sind ungerecht, denn ich habe wirklich den vollständigen Anzug einer wilden Königin gekauft, die ungefähr von Deiner Größe war. Morgen werde ich ihn Dir bringen.“

Am andern Tage kam der Prinz und sagte zu seiner Schwester: „Ich habe mein Versprechen nicht vergessen. Da bin ich.“ — „Und der Anzug?“

Der Herzog von Joinville nahm, ohne etwas zu antworten, ein sehr seltsames Halsband, das aus rothen Samenkörnern und blauen Glasstückchen bestand, aus der Tasche.

Die Prinzessin betrachtete dasselbe, fand es trotz der Einfachheit recht hübsch, legte es auf einen Tisch und wartete.

Der Prinz besah unterdeß ein Gemälde.

„Aber, Joinville,“ redete sie ihn an, „woran denkst Du?“

— „Warum diese Frage, liebe Schwester?“

„Du weißt, worauf ich warte.“

— „Auf was wartest Du?“

„Auf den Anzug der wilden Königin.“

— „Ich habe ihn Dir ja gegeben.“

„Ein Halsband nur! Wo bleibt das übrige?“

— „Sie trug kein „übriges.““

(Les Gaépes, von A. Karr.)

(Die Todtenstadt in Canton.) Am 29. November 1840 wurden zahlreiche Ausflüge in der Umgegend von Canton und in den Dörfern daselbst gemacht. Eine besondere Aufmerksamkeit verdient eine Vorstadt von Canton, weil sie buchstäblich eine Stadt der Todten ist. Sie besteht in einer gutgebauten Stadt, die allem Anscheine nach nicht von lebenden Wesen bewohnt wird, sondern ausschließlich den Bewohnern des Grabes gewidmet ist. Der Vordertheil der Häuser ist zur Verehrung der Gottheit eingerichtet, während der hintere Theil in verschiedene kleine Gemächer eingetheilt ist, von denen jedes mehrere Särge enthält, die auf Erhöhungen stehen und von Gefäßen zum Verbrennen von Weihrauch umgeben sind. Die Außenseite dieser Gemächer ist geschmackvoll mit schönen Kletterpflanzen verziert, während man über dem Eingange meist Aufschriften liest. Die Särge sind sehr dick und aus Kampherholz gemacht;

die Leichen darin sind vollkommen gut erhalten. Jeder dieser Todten erscheint in seinem besten Anzuge, so daß er kein unangenehmes Bild von unserm langen Schlafe gewährt. Ein Sarg enthielt einen Mandarin in voller Uniform von reichem Atlas, mit Mütze und Knopf, welcher den Rang des Verstorbenen anzeigte; in der einen Hand hielt er einen Fächer, in der andern einen Brief, vielleicht an den chinesischen Charon; auf der Brust lagen kreuzförmig einige Geldstücke, offenbar für den unterirdischen Fährmann. — In einem Fort an dem Cantonflusse fanden wir eine große Menge weiblicher Kleidungsstücke und wir erfuhren bei dieser Gelegenheit, daß die Soldaten des festen Glaubens sind, irgend ein Theil von dem Anzuge des andern Geschlechtes mache den Inhaber unverwundbar. (Mackenzie, Narrative of the second Campaign in China. London. 1842.)

(Eine unglückliche Heirath.) Mary Eleanor, die einzige Erbin der großen und mächtigen Familie Bowes, vermählte sich mit einem Grafen von Strathmore, der 1776 in Lissabon starb und seiner jungen Frau mehrere Kinder und ein ungeheures Vermögen hinterließ. Es fanden sich bald viele Bewerber um die Hand der jungen Wittwe ein, sie sollte aber einem der vollendetsten Schurken in die Hände fallen, welche die neuere Zeit hervorgebracht hat, dem Lieutenant Andrew Stony Robinson, der sich vorher in Newcastle mit einem wohlhabenden Mädchen verheirathet hatte, sich von derselben aber durch die schändlichste Grausamkeit bald befreite. Er stieß sie mehrmals die Treppe hinunter, schloß sie im Hemde oder völlig unbekleidet in finstern Kellern ein und gab ihr alle vierundzwanzig Stunden nur ein hartes Ei, aber nichts zu trinken. Keuferlich erschien er als schöner lebenswürdiger Mann, der die größte Herrschaft über seinen Gesichtsausdruck besaß. Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle die Mittel aufzählen, welche er anwendete, um sich die Gunst der Gräfin Strathmore zu erwerben. Nur eines erwähnen wir. Eine Zeitung enthielt mit einem Male die giftigsten Angriffe gegen die Gräfin; sie wurden ununterbrochen fortgesetzt, bis die Gräfin endlich, auf das Keuferste gereizt, erklärte, sie würde dem Manne, welcher sie räche, ihre Hand geben. Das erwartete Robinson. Er war der Verläumber gewesen, wendete sich jetzt mit unerhörter Frechheit an den Herausgeber der Zeitung, forderte ihn und tödtete ihn im Duell. Die Gräfin reichte ihm die Hand. So war er nun in dem Besitze eines unermeßlichen Reichthums und genoss, was dieser ihm bieten konnte, in vollen Zügen. Später besuchte er seine Schloßherren; da ließ er Parks zerstören, um das Holz zu verkaufen; er veräußerte fast alle Meubeln in dem Palaste in London und bemächtigte sich des gesammten Silbergeschirrs der Familie. Seine Gemahlin mußte ihm als Spielwerk seiner diabolischen Laune dienen; da er voraus sah, daß die Unglückliche einst die Hilfe der Geseze gegen ihn in Anspruch nehmen würde, so zwang er sie, eine abscheuliche Erzählung, die er ihr dictirte und welche die schändlichsten Geständnisse enthielt, niederzuschreiben. Dieses Libell hieß „Geständnisse der Gräfin von Strathmore“ und die

Angaben darin waren so geschickt zusammengestellt, daß sie mit den verschiedenen Perioden des Lebens der Dame vollkommen übereinstimmten. Wodurch er die edele Frau zwingen konnte, solche Dinge niederzuschreiben, hat man nie erfahren; das Gerücht sagte, er habe ihr langes Haar in einen Kasten eingeklemmt, so daß die Arme vollkommen unbeweglich liegen mußte, wenn sie nicht die schrecklichsten Schmerzen empfinden wollte. Er nöthigte sie, ihre Diamanten zu verkaufen und ihm das Geld zu geben, und sie durfte ihr Zimmer nicht verlassen, während er sich den gemeinsten Ausschweifungen überließ. Auch die fünf Kinder der Gräfin suchte er zu verderben, was ihm zum Glück nicht gelang. Endlich glückte es der unglücklichen Frau, zu entfliehen; zwar machte er ihr Versteck wieder ausfindig, doch hatte sie Zeit gehabt, das Gerücht um Schutz gegen ihren Gatten anzuheften. Sie war indeß so schnell entflohen, daß sie ganz ohne Geld und Gelbeswerth war und, sie, eine der reichsten Erbinnen des Reiches, sah sich genöthiget, Freunde um Unterstützung anzufragen. In dem Prozesse kamen die scheußlichsten Mißhandlungen, die er sich gegen die Gräfin erlaubt hatte, an den Tag; er aber setzte denselben ganz kaltblütig die „Geständnisse der Gräfin“ entgegen. Während des Prozesses gelang es ihm mit Hilfe erkaufter Bösewichter, seine unglückliche Frau zu entführen. So war sie von Neuem in seinen Händen und was sie von ihm erlitt, übersteigt nach ihren eigenen Aussagen Alles, was man sich Gräßliches denken kann. Das Gerücht von den Leiden der Unglücklichen verbreitete sich im Lande mehr und mehr und er hielt sich in seinem Schlosse nicht mehr für sicher. Mitten im Winter setzte er sich auf ein Pferd und nöthigte seine Frau hinter ihm aufzustiegen. So jagte er mit ihr durch Wald und Feld nach Dartington zu einem böswilligen Advokaten. In dem Hause desselben wurde sie in eine dunkle Kammer eingeschlossen und nach einiger Zeit trat der Schändliche mit zwei glühenden Eisen ein, die er ihr mehrmals auf den entblößten Busen drückte, um sie zu zwingen, ihre Klagen schriftlich zurück zu nehmen und ihm ihr Vermögen förmlich abzutreten. Sie hielt indeß standhaft aus und zum Glück, denn die Polizei hatte endlich seinen Aufenthalt ermittelt. Zwar entfloh er, ein Bauer aber hielt ihn auf und schlug ihn mit einem Zaunpfahle nieder. So wurde er in Haft gebracht; die Gräfin erlangte die Trennung der Ehe mit ihm und der Bösewicht wurde zu 300 Pf. St. Strafe und zu dreijährigem Gefängniß verurtheilt. Nach Ablauf dieser Zeit sollte er Bürgschaft von 10,000 Pf. stellen. Die Gräfin überlebte ihre Erlösung nur vier Jahre und Robinson, der von Stufe zu Stufe tiefer sank, starb endlich in tiefster Armuth.

Generalcorrespondenz.

Vor Kurzem wurde ein kleines englisches Schiff auf dem Meere durch Wasser in Brand gesetzt und an ein Löschen war

nicht zu denken. Dies klingt räthselhaft, ist aber doch ganz einfach. Das Schiff war nämlich mit Kalkstein beladen, gerieth bei der Ebbe auf den Sand, wobei es ein Leck erhielt und als es die Flut wieder flott machte, drang das Wasser ein. Der Kalk erhitzte sich und bald stand das ganze Schiff in hellen Flammen. —

Wie in Deutschland, so hat man auch in England die Heizung der Gebäude mit erhitzter Luft nicht bloß für feuergefährlich, sondern auch für die Gesundheit der Menschen sehr nachtheilig erkannt. In dem Schlosse zu Windsor wird deshalb jetzt diese Heizvorrichtung weggenommen und durch eine andere ersetzt, welche die Zimmer durch heißes Wasser erwärmen soll. Das Wasser, das man dazu braucht, wird in vier großen Defen zum Kochen erhitzt und dann durch Röhren in dem Schlosse vertheilt. —

In London fällt die Ballzeit bekanntlich nicht in den Winter, sondern in das Frühjahr; deshalb gab denn auch die Königin jetzt erst einen großen Maskenball. Ueber zweitausend Personen waren dazu geladen und die Londoner Zeitungen vermögen kaum die Pracht der Anzüge zu beschreiben, die man bei dieser Gelegenheit erblickte. Die meisten der vornehmsten Gäste erschienen in historischen Costumes und manche ließen es sich sehr viel Geld kosten. So soll der Graf von Chesterfield mehr als funfzigtausend Thaler für seinen Anzug ausgegeben haben. Viele liehen zu dem Feste Juwelen von den Juwelieren und mußten, da sie ein Procent vom Werthe dafür zahlten, eine nicht unbedeutende Summe aufopfern, z. B. Lord Pembroke, der von seinem Juwelier für hunderttausend Thaler Diamanten lieh. —

Die Bervollkommnung des Daguerreotyps scheint noch immer ihren Endpunkt nicht erreicht zu haben. Zwei geschickte Männer in Aix: Boutour und Assenat, haben den Mechanismus desselben ganz verändert und sie können, binnen einigen Sekunden, Portraits, für deren vollkommene Aehnlichkeit sie bürgen, in Relief auf Metall, Eisenbein u. darstellen. —

Es giebt in Frankreich 84,954 Seidenwebstühle, die 170,000 Arbeiter beschäftigen, jährlich für 140 Mill. Frs. verarbeiten und Seidenzeuge im Werthe von 250 Mill. Frs. liefern. Davon kommen auf Lyon allein 40 bis 50,000 Webstühle mit 90,000 Arbeitern, die jährlich für 100 Mill. Fr. Seidenwaaren liefern. Frankreich selbst verbraucht davon jährlich für etwa 75 Mill. und für etwa 140 Mill. Frs. gehen in das Ausland. —

Gartenbesitzern, die ihr Eigenthum nicht betreten lassen wollen, empfehlen wir eine Vorrichtung, die sich in einem schönen Privatgarten in Palermo befindet. An der Thüre steht: Non aperite (man öffne nicht). Einige Engländer, welche trotz diesem Verbote in den Garten treten wollten, öffneten deshalb Leck die Thüre, aber kaum erschienen sie auf der Schwelle, als ihnen ein gewaltiger Wasserstrahl in das Gesicht spritzte. —